



Von 1941 bis 1944 blockierte die Wehrmacht 900 Tage lang Leningrad. Die Stadt war – außer im Winter über den Ladogasee – komplett abgeriegelt. Mehr als eine Million Menschen starben in dieser Zeit, die allermeisten verhungerten.

IMAGO/UNITED ARCHIVES INTERNATIONAL

## »Ich konnte den Deutschen lange nicht verzeihen«

Vor 80 Jahren endete die Blockade von Leningrad. Der Schriftsteller Daniil Granin sprach dazu 2014 im Bundestag

In der Gedenkstunde zum Holocaust-Gedenktage sprach vor zehn Jahren der russische Schriftsteller Daniil Granin. Anlass war der 70. Jahrestag des Endes der Blockade Leningrads durch die Wehrmacht. Diese hatte 900 Tage lang versucht, eine ganze Stadt auszuhungern. Zum 80. Jahrestag dokumentieren wir Auszüge aus Granins Rede.

Gleich die ersten Tage des Krieges waren für mich und viele meiner Kameraden sehr ernüchternd. Grausam ernüchternd. Schon beim Eintreffen an der Frontlinie wurde unser Militärtransport zerbombt. Danach folgte eine Niederlage nach der anderen, wir flohen, wichen zurück, flohen wieder. Wir waren schon hinter der Stadtgrenze, die Front brach zusammen. Alle Verbindungen der Stadt, dieser riesigen Stadt zum nicht belagerten Hinterland waren gekappt.

Es begann eine Blockade, die 900 Tage andauern sollte. Diese Blockade kam plötzlich und unerwartet, wie übrigens insgesamt der Krieg unerwartet für unser Land kam, und es gab keinerlei Vorräte, weder Benzin noch Lebensmittel. Und schon bald, irgendwann im Oktober, wurden Lebensmittelrationen eingeführt. Brot bekam man nur noch auf Karten. Und dann folgte eine Katastrophe nach der anderen: Die Stromversorgung wurde unterbrochen, die Wasserversorgung wurde eingestellt, die Kanalisation und die Heizung funktionierten nicht mehr, und es begann das Elend der Blockade.

Was bedeutet Lebensmittelrationierung? Ab dem 1. Oktober bekamen Arbeiter 400 Gramm Brot, Angestellte 200 Gramm. Schon im November wurden die Rationen katastrophal verringert: Arbeiter bekamen 250 Gramm, Angestellte und Kinder 125 Gramm. Das ist ein Stückchen Brot, und dann auch noch schlechtes Brot, zur Hälfte mit Zellulose und anderen abwegigen Beimischungen versetzt. Die Stadt war von jeglicher Lebensmittelversorgung abgeschnitten.

Der Winter kam, und wie zum Hohn war es ein bitterkalter Winter mit Temperaturen bis minus 35 Grad. Tagtäglich fielen Bomben. Die Häuser standen in Flammen. Aber es gab nichts zum Löschen. Die Wasserversorgung funktionierte nicht. Der Hunger schwächte die Menschen. Sie sind weiter in die Betriebe gegangen, insbesondere in die Rüstungsbetriebe, wo Panzer repariert und Granaten und Minen hergestellt wurden.

Und dann geschah Folgendes – ich habe erst nach dem Krieg die Einzelheiten erfahren: Hitler gab den Befehl, nicht in die Stadt vorzurücken, um Verluste bei Straßenkämpfen zu vermeiden, bei denen man keine Panzer hätte einsetzen können. Von

Leib 18. Armee vereitelte alle unsere Versuche, die Blockade zu durchbrechen. Die deutschen Truppen haben eigentlich recht bequem und ohne besondere Anstrengungen ausgeharrt und darauf gewartet, dass der grassierende Hunger und der Frost die Stadt zur Kapitulation zwingen. Eigentlich war der Krieg gar kein richtiger Krieg mehr. Der Krieg wurde für den Gegner zum Warten, zum relativ unproblematischen Warten auf die Kapitulation.

Ich spreche hier nicht als Schriftsteller oder als Augenzeuge. Ich erzähle aus den Erfahrungen eines jungen Offiziers im Schützengraben, und das sind Erfahrungen, die in ihren eindringlichen Einzelheiten typisch waren für den Alltag eines jeden anderen Menschen, eines jeden Einwohners der Stadt und letztlich auch eines jeden Soldaten an der Leningrader Front.

Schon im Oktober begann die Zahl der Sterbefälle unter der Bevölkerung zu steigen, da die Menschen bei derart katastrophal kleinen Lebensmittelrationen schnell abmagerten und an Unterernährung starben. In den ersten 25 Dezembertagen starben 40 000 Menschen.

Bereits im Februar starben täglich 3500 Menschen am Hunger. Schon im Dezember schrieben die Menschen in ihre Tagebücher: »Lieber Gott, lass uns durchhalten, bis wieder Gras wächst« – sie haben auf das neue Gras gewartet. Insgesamt starben in der Stadt ungefähr eine Million Menschen. Still und leise hatte der Tod begonnen, an diesem Krieg teilzunehmen, um die Stadt zur Aufgabe zu zwingen.

### Auf den Straßen und in den Hauseingängen lagen Tote, in Laken eingewickelt.

Immer wieder hört man, dass der Hunger die größte Rolle gespielt habe. Das ist nicht ganz richtig. Die Menschen, ihr Zustand, ihre Psyche, ihre Gesundheit und ihr Selbstbefinden wurden auch durch die Kälte beeinflusst. Eine Heizung gab es nicht mehr. Es war bitterkalt, es gab kein Wasser. Diejenigen, die näher an Kanälen wohnten, oder an der Newa, an Uferstraßen, gingen dorthin, hackten Löcher ins Eis, schöpften mit Eimern Wasser aus den Löchern und schleppten die Eimer dann nach Hause. Können Sie sich vorstellen, wie das ist, mit diesen Eimern in den vierten, fünften oder sechsten Stock zu steigen? Diejenigen, die weiter entfernt lebten, sammelten Schnee und tauten ihn auf. Sie verheizten ihre Möbel, rissen das Parkett aus dem Boden, nahmen die Holzhäuser auseinander.

35 Jahre nach dem Krieg habe ich mit dem belarussischen Schriftsteller Adamowitsch Überlebende der Blockade befragt, wie sie überlebt haben, was während der Blockade mit ihnen geschehen ist. Das waren teilweise erstaunliche und schonungslose Offenbarungen.

Eine Mutter verliert ihr Kind. Es war drei Jahre alt. Sie legt den Leichnam zwischen die Fenster, es ist Winter, und schneidet täglich ein Stückchen ab, um ihrer Tochter zu essen zu geben, um zumindest sie zu retten. Die Tochter wusste nichts davon. Sie war zwölf Jahre alt. Die Mutter wusste alles, sie erlaubte sich aber nicht zu sterben, sie erlaubte sich nicht, den Verstand zu verlieren. Die Tochter hat überlebt. Ich habe mit ihr gesprochen. Damals hat sie nicht gewusst, was man ihr zu essen gegeben hat. Sie hat es nach dem Krieg erfahren, Jahre später. Und solche Beispiele gibt es viele.

In den Wohnungen war es dunkel. Die Fenster wurden mit allem Möglichen verhängt, um die Wärme in den Wohnungen zu halten. Die Zimmer wurden mit kleinen Funzellampen beleuchtet. Schwarzmärkte entstanden, wo man ein Stück Brot kaufen konnte, oder ein Säckchen Gerste, irgendein Stück Fisch, eine Konservendose ... Man tauschte gegen Pelzmäntel, Filzstiefel, die Menschen brachten alles aus ihren Häusern, was einen Wert hatte: Bilder, Silberlöffel.

Auf den Straßen und in den Hauseingängen lagen Tote, in Laken eingewickelt.

Als das Eis im Winter fester wurde, wurde die »Straße des Lebens« über den Ladogasee errichtet. Über diese Straße fuhren Fahrzeuge, um Kinder, Frauen und Verwundete aus der Stadt zu evakuieren, aber auch, um Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Die Straße wurde gnadenlos beschossen, Granaten zersprengten das Eis. Fahrzeuge brachen ein und gingen unter, aber einen anderen Weg gab es nicht.

Im Mai 1942, als es wärmer wurde, als es überall taute und wegen der großen Zahl von Leichen in der Stadt die Gefahr von Infektionen stieg, hat man uns – Soldaten und Offiziere – in die Stadt geschickt, um zu helfen, die Leichen auf die Friedhöfe zu bringen. Viele Leichen lagen neben den Friedhöfen aufgehäuft. Verwandte und Freunde haben versucht, sie auf Friedhöfe zu bringen und Gräber in der gefrorenen Erde auszuheben, aber sie hatten natürlich nicht mehr die nötige Kraft dafür.

Alexei Kossygin, der stellvertretende Ministerpräsident der Sowjetunion, wurde als Bevollmächtigter des staatlichen Verteidigungskomitees nach Leningrad entsandt. Er hat mir berichtet, mit welchem Problem er sich täglich auseinandersetzen musste: Wen sollte er auf die Straße des Lebens ins

nicht belagerte Hinterland schicken? Kinder, Frauen, Verwundete oder doch Materialien, Werkbänke, Buntmetalle und Geräte für die Rüstungsbetriebe im Ural? Diese Wahl treffen zu müssen zwischen Menschen einerseits oder Gütern, die für die Rüstungsindustrie unentbehrlich waren, andererseits, stellte für ihn ein qualvolles und auswegloses Dilemma dar.

Ab Juli 1942 haben wir an der Front versucht, den Ring der Blockade zu durchbrechen. Ohne Erfolg. Angriff um Angriff wurde zurückgeschlagen. Bei dem Versuch, die Befestigungen am anderen Ufer der Newa zu durchbrechen, verlor unsere Armee innerhalb weniger Monate 130 000 Mann.

### Die Aufgabe derjenigen, die in Leningrad geblieben waren, bestand darin, ihre Menschlichkeit nicht zu verlieren.

Eines Tages bekam ich das Tagebuch eines Jungen, der die Blockade miterlebt hat. Viele Menschen haben damals Tagebuch geführt. Der Junge war 14 Jahre alt. Das Tagebuch erzählt die Geschichte eines Gewissens. In den Brotläden hat man damals versucht, die verschwindend kleinen Rationen auf das Gramm genau abzuwiegen, noch um kleine Brotstückchen als Zuwaage ergänzt. Der Junge wurde von seiner Mutter und seiner Schwester beauftragt, die Brotportionen zu holen. Auf dem Heimweg quälte er sich und kämpfte gegen die Versuchung an, diese kleine Zuwaage aufzulesen. Denn es wusste ja niemand in der Familie, ob er eine Zuwaage bekommen hatte. Und so schreibt er in seinem geheimen Tagebuch: »Ich habe das Stückchen aufgegessen, habe es nicht ausgehalten.« Und er macht sich Vorwürfe, tadelt sich, schwört, dass er es nie wieder tun wird, weil dieses Stück, diese Zuwaage, ja für sie alle drei gedacht war.

In der Wohnung hatten sie Nachbarn. Der Mann hatte einen verantwortungsvollen Posten und bekam deswegen Zusatzrationen, die wohl ganz ordentlich waren. Seine Frau kochte in der gemeinsamen Küche Brei oder Suppe. Der Junge riecht das duftende Essen, ist wie auf die Folter gespannt, wünscht sich, dass die Frau die Küche verlässt, damit er kurz in den Topf hineinlangen kann, und sei es auch nur schnell mit der bloßen Hand. Er kämpft mit sich, will sich zurückhalten, und schafft es. Das ist die Geschichte eines Gewissens, des Wunsches, anständig zu bleiben – eine Eigenschaft, die für die Mehrheit der Menschen im belagerten Leningrad charakteristisch war.

Als Adamowitsch und ich das Buch über die Blockade schrieben, habe ich immer wieder die Frage gestellt: Wie haben Sie überlebt? Wie war das möglich? Aus vielen Erzählungen der Menschen ging hervor, dass überwiegend diejenigen überlebten, die andere gerettet haben, die sich in den Schlangen angestellt haben, Wasser geschleppt haben, heizten, Kranke versorgt haben.

Dieses große Maß an Mitgefühl und Barmherzigkeit war typisch für das Leben während der Blockade, und es hat den Menschen geholfen durchzuhalten. Die Aufgabe derjenigen, die in der Stadt geblieben waren, die nicht an Kampfhandlungen beteiligt waren, bestand letzten Endes darin, ihre Menschlichkeit nicht zu verlieren.

Ich war an vorderster Front und konnte den Deutschen dieses Warten auf die Kapitulation, das Warten auf den Hungertod lange nicht verzeihen. Ich konnte mich lange nicht entschließen, über meinen Krieg zu schreiben. Aber schließlich habe ich es dann doch getan, es ist noch nicht lange her. Ich habe einen Roman über meinen persönlichen Krieg geschrieben, wie ich in all diesen Jahren gekämpft habe. Warum ich darüber geschrieben habe? Wahrscheinlich habe ich unterschwellig den merkwürdigen Wunsch verspürt, meinen gefallenen Regimentskameraden zu berichten, die gestorben sind, ohne zu wissen, dass wir siegen, die überzeugt waren, dass wir Leningrad aufgeben müssten, dass die Stadt nicht durchhalten würde. Ich wollte ihnen sagen, dass wir doch gewonnen haben, dass sie nicht umsonst ihr Leben verloren haben, dass wir den gerechten Sieg errungen haben.



Daniil Granin, geboren 1919, meldete sich nach dem Überfall der faschistischen Wehrmacht auf die Sowjetunion 1941 für den Fronteinsatz. Als Panzeroffizier war er zeitweilig an der Leningrader Front eingesetzt. Nach dem Krieg veröffentlichte er zahlreiche Erzählungen und Romane. 2014 sprach er auf Einladung des Bundestags zum Holocaust-Gedenktage. Granin starb 2017; wir erinnern hier mit Auszügen an seine Rede.

DIP/ULF MAUDER